



MIT EINEM
NACHWORT VON
**GÜNTER
WALLRAFF**

REINER LAUX

HINTER BLAUEN AUGEN

**Bekenntnisse eines
aufrechten Bankräubers**

**HEYNE
HARD
CORE**

Das Buch

Reiner Laux stammt aus gutbürgerlichem, konservativem Hause. Als junger Mann beschließt er, ein Leben jenseits der gesellschaftlichen Konventionen zu verwirklichen. Sein spontaner Entschluss, in Frankfurt eine Bank im Alleingang und ohne Anwendung von Gewalt zu überfallen, ist für ihn ein Wendepunkt. Laux überfällt in den nächsten Jahren weitere Banken, immer unter dem Gebot der Gewaltlosigkeit – schon bald prangen auf bundesdeutschen Zeitungen Schlagzeilen über den Bankräuber mit der Zorromaske, der sich dem Netz der Ermittlungsbeamten entzieht.

Fortan pendelt Laux zwischen seinen Banküberfällen in Deutschland und einem ungezügelten Leben in Portugal hin und her. In einer Gesellschaft, in welcher die Macht zunehmend in den Händen des Großkapitals liegt, nimmt Laux die Position des aufrechten Desperados ein.

»Bei der Lektüre dieses spannend zu lesenden und sich offenbarenden Selbstzeugnisses fällt einem zwangsläufig das sattsam bekannte Brecht-Zitat ein: ›Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?«

Günter Wallraff

Der Autor

Reiner Laux überfiel von 1985 bis 1995 dreizehn Banken, ausschließlich in Deutschland und meistens zweimal dieselbe. Im Dezember 1995, wenige Tage nach seinem letzten Banküberfall, wurde er in Portugal verhaftet und nach mehreren Indizienprozessen zu achteinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Seit Mai 2003 befindet sich Reiner Laux wieder in Freiheit.

REINER LAUX

**HINTER
BLAUEN AUGEN**

**Bekenntnisse eines
aufrechten Bankräubers**

Mit einem Nachwort
von Günter Wallraff

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Für die im Buch geschilderten Straftaten bin ich zu Recht verurteilt worden. Um Nachahmer abzuhalten, habe ich einzelne Abläufe teilweise modifiziert dargestellt. Soweit aus persönlichkeitsrechtlichen Gründen angeraten, sind Namen, Orte und Personen leicht verändert. Einige der beschriebenen Bankfilialen existieren heute nicht mehr.

Copyright © 2012 by Reiner Laux
Nachwort: Copyright © 2014 by Günter Wallraff
Copyright © 2014 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München.
Redaktion: Heiko Arntz
Umschlaggestaltung: Büro Überland
unter Verwendung eines Fotos von © Peter Zehner
Satz: Schaber Datentechnik, Wels
ISBN: 978-3-641-12948-4
V002

www.heyne-hardcore.de

Für Cheyenne

No one knows what it's like
To be the bad man
To be the sad man
Behind blue eyes

The Who: Behind Blue Eyes

Gimme danger, little stranger
(...)
There's nothing in my dreams
Just some ugly memories
Kiss me like the ocean breeze

Iggy and The Stooges: Gimme Danger

Ich trage das Bewusstsein
meiner Niederlage vor mir her
wie eine Siegesfahne.

Fernando Pessoa

1 Frankfurt, Februar 1985

Mit einer Milchtüte in der Hand und einem flauen Gefühl im Bauch saß ich im Zug von Gießen nach Frankfurt, entschlossen, eine Bank zu überfallen. Draußen verschwamm der schwer auf die Erde drückende Februarhimmel in schwarzgrauen Tuschetönen. Auf einem Zaunpfahl fröstelte ein Mäusebussard, der die nackten Ackerschollen nach wärmendem Blut ausspähte. Ein Fußgänger kämpfte sich mit seinem Hund durch die unwirtliche Welt. Auf der Fensterscheibe der fettige Abdruck einer Kinderhand.

Was machte ich hier? War dies wirklich der einzige mögliche Ausweg? Oder war das Ganze nur ein spätpubertärer Anfall von Räuber-Romantik – der Kampf des einsamen Helden gegen dunkle anonyme Mächte? Oder hatte ich schlicht den Verstand verloren?

Alles hatte vor anderthalb Jahren begonnen. Ich lebte in Gießen in einer Wohngemeinschaft mit fünf Frauen. Eine von ihnen war gerade ausgezogen, und wir waren im Begriff, per Annonce eine neue Mieterin zu suchen, als Nazhin (unsere persische Mitbewohnerin, der ich zur Vorbereitung auf die deutsche Uni Sprachunterricht gab) uns fragte, ob wir nicht einen jungen Iraner, der in Gießen mit dem Studium begonnen und keine Bleibe hatte, vorübergehend aufnehmen könnten. Wir waren einverstanden, und der Iraner zog ein. Als nach zwei Monaten noch keine Miete auf unserem WG-Konto eingegangen war, sprach ich den jungen Perser freundlich darauf an. Er vertröstete mich mit gestenreichen Erklärungen auf den nächsten Monat, und als einen Monat später noch immer nichts eingezahlt war, auf den folgenden. Das Konto,

das auf meinen Namen lief, geriet immer mehr ins Minus, zumal der Junge täglich in den Iran telefonierte, sodass seine Telefonschulden bald höher waren als die für die Miete. Ich war nie ein Hippie, aber tief in meinem Innern immer ein Beatnik, den Materielles nicht sonderlich interessierte, solange eine Flasche Wein greifbar war. Deswegen vertraute ich ihm mit Verständnis für seine Notlage und in gutgläubiger Hoffnung immer wieder aufs Neue und brachte es nicht einmal übers Herz, ihm seine Monstertelefonate zu verbieten.

Elf Monate lang hielt der Perser uns so hin, dann war das Zimmer eines Morgens plötzlich geräumt, der Bursche war verschwunden, und ich stand da mit einem Minus von über 6000 DM auf dem auf meinen Namen laufenden Konto. Jetzt, ein halbes Jahr später, waren es bereits knapp 7000 DM, und ich hatte noch bis Montagmittag um 13.30 Uhr Zeit, das Geld aufzutreiben, sonst würden nicht nur die Lichter in unserem Treppenhaus ausgehen. Ich hatte nicht allein Ärger mit der Bank, sondern mir saß (über den uns freundlich verbundenen Rechtsanwalt, der unter anderem die Hausbesetzergruppen in Gießen vertrat) auch der Vermieter im Nacken, die Stadtwerke wollten Strom, Wasser und Gas abstellen und die Post das Telefon.

Ein Gespräch mit dem Filialleiter der Bank hatte nur den kläglichen Aufschub bis zum kommenden Montag gebracht. Meine Mitbewohnerinnen, die sich in stillem Einverständnis darauf geeinigt hatten, dass ich das Problem schon lösen würde, waren vier Studentinnen und eine Schwesternschülerin und ebenso unvermögend wie ich. Meine übrigen Freunde und Bekannten waren allesamt erfolglose Künstler, mittellose Studenten, geschäftsuntüchtige alternative Gewerbetreibende und Drogen konsumierende Spinner. Ich hatte mir den Schädel nach einer Lösung zerquält und in meiner Verzweiflung sogar einen Lottoschein ausgefüllt. Die Freunde hätten knapp 200 DM zusammenkratzen können, ein privater Geldverleiher hätte mich

allein mit den Zinsen stranguliert. Ich hatte mich sogar überwunden und meine ungeliebten Eltern angesprochen und ihnen die Situation geschildert. Sie wollten nichts davon hören und glaubten mir ohnehin nicht. Ich konnte es ihnen nicht verdenken, denn ich hatte ihnen unser ganzes gemeinsames Familienleben lang nur Lügengeschichten erzählt, um sie von meiner Seele fernzuhalten.

Nun war der Donnerstag vor dem tödlichen Montag. Schwermütig saß ich nachmittags in der nebligen Winterdämmerung am Gießener Schwanenteich, als mich plötzlich ein endgültiger Gedanke durchzuckte, klar und hell wie ein Blitz: Ich würde eine Bank überfallen! Ich hatte mit dem Gedanken in den letzten Wochen schon manches Mal gespielt, ihn jedoch immer wieder als unwirklich und grotesk verworfen. Jetzt stand die Entscheidung.

Ich überlegte, welche Bank infrage kam. Ich dachte zunächst an das Naheliegendste – an *unsere* Bank. Ich würde dort das Geld »abheben« und gleich wieder einzahlen. Als ich mir das Gebäude jedoch am darauffolgenden Tag anschaute, musste ich feststellen, dass es in seiner Weitläufigkeit, mit mehreren weit auseinanderliegenden Kassen und unüberschaubaren Kundentischen, ungeeignet war.

Mir fiel Elvira ein. Wir waren einmal zusammen gewesen und hatten uns in aller Freundschaft getrennt. Sie hatte mir versichert, dass mir ihre Tür jederzeit offenstünde. Elvira wohnte im Zentrum von Frankfurt, im Stadtteil Bornheim, direkt gegenüber einer süßen, kleinen Bankfiliale.

Ich rief sie an. Sie war zu Hause und erwartete mich für Sonntagnachmittag. Ich hatte also den Montagmorgen für den Überfall und könnte pünktlich bis 13.30 Uhr das Geld bei der Bank in Gießen einzahlen. Leider würde ich mir die Bank nicht mehr von innen anschauen können, doch ich vertraute auf meine rasche Auffassungsgabe und meinen Instinkt. Dass das ausgewählte

Bankobjekt eine der vielen Zweigstellen war, für die mein älterer Bruder in leitender Position als Banker verantwortlich war, gab der ohnehin schon grotesken Konstellation eine zusätzliche Würze.

Als Nächstes überlegte ich, woran Banküberfälle für gewöhnlich scheiterten und welche Fehler ich vermeiden musste. Abgesehen davon, dass manche Leute vergaßen, sich zu maskieren, ihren Ausweis am Tatort liegen ließen oder mit einer Wasserpistole in der Hand abdrückten, war der Hauptgrund für ihr Scheitern Nervosität; sie wurden aggressiv oder gar gewalttätig, oder sie verloren die Geduld. Viele suchten sich auch entlegene Filialen aus, mit einem viel zu langen Fluchtweg, den sie auch noch in einem leicht identifizierbaren Fluchtfahrzeug (»blauer Ascona mit weißen Streifen«) bestritten, anstatt sofort zu Fuß im unüberschaubaren Auto- und Fußgängerverkehr im Zentrum einer Großstadt unterzutauchen. Das jedenfalls war mein Plan. Meine Bank in Frankfurt lag im Zentrum, nur fünfzehn Meter vom »Basislager« entfernt, und ich hatte vor, meine Verfolger durch ein auffälliges Detail der Maskerade gründlich in die Irre, nämlich in die Ferne, zu führen. Dieses Detail sollte ein Motorradhelm sein, mit dem ich mich zudem perfekt vor den Blicken der Videokameras verbergen konnte.

Ich rief meinen Freund Jonny an, der Flohmarkthändler war und regelmäßig den Sperrmüll abfuhr. Er hatte mir schon häufig von seinen Touren Wunschartikel mitgebracht, mal eine Reiseschreibmaschine, mal ein Bücherregal. Ich hatte Glück, denn am Abend fanden in mehreren Dörfern um Gießen Sperrmüllveranstaltungen statt, die er ohnehin abklappern wollte. Noch am Freitagabend kam Jonny vorbei und brachte einen gut erhaltenen schwarzen Integralmotorradhelm mit. Von »Dr. Mad«, einem befreundeten Medizinstudenten und verwöhnten Söhnchen reicher Eltern, lieh ich mir die Nachbildung einer Neun-Millimeter-Röhm-Schreckschusspistole aus. Alles andere — ausgelatschte schwarze Schuhe, verwaschene schwarze Jeans samt Parka sowie

ein alter schwarzer Wollschal und abgeschabte schwarze Kunstlederhandschuhe – fand sich in meiner Garderobe und auf dem Dachboden unserer WG. Samstagabend machte ich einen Versuchslauf vor dem Spiegel, in voller Maskerade und mit gezogener leerer Gaspistole. Es wirkte alles ziemlich albern, aber so war ja das ganze Leben.

Jetzt saß ich also im Zug nach Frankfurt und zählte die schwarzen kleinen Federknäule, die auf den tropfenden Hochspannungsleitungen hockten. »Sixteen Ways«, der magisch düstere Song der aktuellen Platte von Green On Red (meiner Lieblingsband der Achtziger), ging mir nicht aus dem Sinn. Seit Wochen hörte ich nichts anderes und fiel meinen Mädchen in der Wohngemeinschaft damit mächtig auf die Nerven.

Im Schatten der alles überragenden Bankentürme fuhr der Zug in Frankfurt ein. Ich dachte daran, dass mein zehn Jahre älterer Bruder in diesem Moment in einem dieser Türme saß und seinem Job nachging. Zwanzig Jahre später – mein Bruder war mittlerweile führender Manager einer der größten deutschen Banken – erzählte er mir bei einem unserer seltenen Treffen (anlässlich des Todes unserer Mutter) eine Anekdote aus der geheimnisvollen Bankenwelt:

Regelmäßig und im Wechsel trafen sich die deutschen Führungsbanker in den einzelnen Bankzentralen zu Absprachesitzungen. Als das damals höchste Bauwerk Frankfurts fertiggestellt war, bat einer der Top-Manager der Bank nach der Sitzung in der abgeschotteten Führungsetage die überraschten Kollegen auf die Toilette. »Bis zur Höhe der Pissoirs war der Raum edel ausgeschlagen«, berichtete mein Bruder. »Direkt darüber zog sich eine gläserne Panoramawand hoch zu einem transparenten Dachwerk.«

»Ja und?«, fragte ich naiv.

Mein Bruder lachte nur. »Du hattest das Gefühl, nahe der Sonne zu sein und auf die tief unter dir wuselnden unzähligen Ameisenmenschen zu pissen«, sagte er und grinste ein wenig verlegen.

»Glaubst du, das war gewollt?«

»Mit Sicherheit!«

Elvira holte mich vom Bahnhof ab. Sie freute sich, schaute mich aber ungläubig an, als ich ihr freundliches Angebot ablehnte, gemeinsam eine Flasche Wein zu leeren, die sie extra für mich gekauft hatte. Ich wollte den Überfall mit klarem Kopf und wachen Sinnen über die Bühne bringen.

Wir verbrachten einen sinnlich verschwitzten Abend im Bett, verausgabten uns bei Kerzenlicht, bis Elvira schließlich in meinen Armen friedlich einschlief. In mir dagegen breitete sich eine erstickende Spannung aus. Behutsam machte ich mich von Elvira los und stand auf.

Ich trat ans Fenster und schaute hinunter in die verwaiste Straßenschlucht, in die ein dünner Regenschleier fiel. Neben der Bank blinkte ein blaues Reklameschild. Ein einsamer Betrunkener wankte vorüber. Eine Stimmung wie in einem Bild von Edward Hopper. Ich fühlte mich elend, in die Enge getrieben, gefangen wie ein Fuchs im Fangeisen. Doch insgeheim vertraute ich auf meine Willenskraft, auf die ich mich bislang immer hatte verlassen können, wenn ich mit dem Rücken zur Wand stand.

Ich setzte Kopfhörer auf und tanzte zwei Stunden lang zu den Doors, bevor die Dämmerung langsam zu grauen begann und ich mich zu den leisen Tönen von »Riders on the Storm« fertig machte. Wieder kam mir die ganze Situation albern und grotesk vor, wie ich da so schwarz verumumt und mit einer leeren Gaspistole vor dem Spiegel stand. Dann dachte ich an die tickende Uhr und den Termin in fünf Stunden. Ich straffte mich und zwang mich, die zerreiße Spannung in mir auf das Vorhaben zu fokussieren. Ich küsste das

Bild von meiner Jugendliebe Jessica, das ich bei mir trug, trat in den Hausflur und stieg die ausgetretene Holzterrappe hinunter. Auf der Straße hüllte mich dichter Nieselregen ein.

Meine Schultern lockernd, steuerte ich nicht direkt auf die Bank zu, sondern ging zunächst die Einkaufsstraße hoch, bog in die nächste Seitenstraße, lief einmal um den Block und bog auf der anderen Seite der Bank wieder auf die Straße. Dann schlenderte ich gemächlich auf den Eingang des Kreditinstituts zu. Als ich die doppelte Schwingtür erreichte, musste ich an einen Cartoon von F. K. Waechter denken, in dem ein Löwe einem Kater in der Kneipe bei einem Gläschen Schnaps erklärt: »Gegen den Wind anpirschen, mein Junge, und dann zack, rauf und volle Pulle auf den unteren Halswirbelbereich. Das haben die geilen Antilopen am liebsten.« Unter dem Helm, in dem sich die Hitze bereits staute, konnte ich mir ein Lächeln nicht verkneifen.

Dann umschloss ich mit der rechten Hand die leere Pistole in der Parkatasche und stieß mit der linken die Schwingtür in den Vorraum auf, von dem aus ich das Bankinnere und die Kassenbox überschauen konnte. Ich zückte in der kleinen Bankhalle die Pistole, wobei ich mich beim Herausziehen ein wenig vernebelte, zog den Pistolenschlitten durch, um mit dem metallischen Klicken meinem Anliegen Nachdruck zu verleihen, und rief: »Das ist ein Überfall! Sie haben dreißig Sekunden Zeit, um auszuzahlen!« Fast wäre ich einem Lachanfall erlegen, da ich mir so unendlich albern vorkam.

Doch zu meiner Überraschung funktionierte es. Der Kassierer beeilte sich, meine ihm dargereichte Plastiktüte zu füllen, die anderen Bankangestellten und die einzige Kundin starrten mich wie hypnotisiert an. Adrenalin schoss durch meine Adern.

Mit dem Eintritt in die Bank hatte sich eine Verwandlung in mir vollzogen. Ich bewegte mich plötzlich katzenartig wie ein Raubtier, konzentriert bis in die Nervenspitzen und fokussiert auf das Ziel. Mein Bewusstsein war kristallklar, ein geradezu wollüstiges Gefühl

der unwiderruflichen Grenzüberschreitung erfüllte mich wie im Rausch.

In diesem Moment betrat ein älterer Herr, in dickem Mantel und mit einem altmodischen Hut auf dem Kopf, den Raum. Er bemerkte überhaupt nicht, was los war. Er ging nach vorn an die Kasse und hantierte an einem der Ständer mit Bankformularen herum. Ratlos drehte er sich schließlich zu mir um und fragte mich freundlich: »Könne Se mer sache, wo hier die Überweisungsformulare sinn? Isch finn se net in dem ganze Durschenanner.«

»Einen Moment ...« Ich nahm die Pistole von der rechten in die linke Hand und zog nach einem Moment des Suchens das Formular aus dem Ständer, in dem wirklich ein ziemliches Chaos herrschte. In diesem Moment sah ich, wie eine Bankangestellte aufgeregt in ihr Telefon sprach. Ich trat auf sie zu. Ich hatte die Pistole abgewandt, mit dem Lauf schräg nach oben. Mit ruhiger Stimme sagte ich: »Lassen Sie's! Spielen Sie nicht die Heldin, Sie gefährden nur uns alle.« Dann ging ich zurück zur Kassenbox.

»Wo muss isch 'n hier dn Absender eintrache, sinn das neue Formulare?« Der ältere Herr wandte sich wieder an mich, als ich gerade den zögerlich gewordenen Kassierer anwies, weiter Geld in die Tüte zu füllen und sich nicht ablenken zu lassen.

»Hier«, zeigte ich, nach kurzem Blick auf das Formular, mit meinem schwarzledernen Zeigefinger auf die Stelle. Dann wandte ich mich wieder dem Kassierer zu.

»Danke, es reicht«, sagte ich schließlich, als ich das Gefühl hatte, dass der Angestellte die erforderliche Summe für die Gießener Kollegen längst beisammen hatte. Außerdem war es höchste Zeit zu gehen. Ich bedankte mich freundlich und warf spontan ein Bündel 20-Mark-Scheine auf den Kassentresen — *»pour les employés«* —, dann verließ ich ruhigen Schrittes die Bank.

Ich ging nicht einfach auf die andere Straßenseite, wo sich der Hauseingang zu Elviras Wohnung befand, so verlockend es auch war, sondern schlenderte um den Block, trat in einen kleinen, mit

Mülltonnen zugestellten Hinterhof und stopfte den Motorradhelm in einer weiteren mitgebrachten Plastiktüte in eine der Tonnen. In diesem Moment trat aus dem Hauseingang ein Mann; ich fragte nach einem Fantasienamen und erfuhr, dass dessen Träger leider nicht in dem Haus wohne. Als ich, mit offenem Haar und hellem Norwegerpulli – den Parka mit Pistole und Beute hatte ich unter dem Arm zusammengerollt –, wieder auf die Straße trat, trafen gerade zwei Polizeiwagen vor der Bank ein. Ich kaufte in der nicht weit von der Bank entfernten Bäckerei eine Tüte frische Brötchen und schlenderte an den Polizisten vorüber in Elvira's Haus.

»Wo warst du?« Elvira war noch im Bett. Ihr Ton klang vertraut vorwurfsvoll.

»Brötchen holen.« Ich hielt die Tüte hoch. »Du, ich glaube, gegenüber ist gerade die Bank überfallen worden.«

»Was?« Elvira sprang aus dem Bett und stürmte ans Fenster. Auf der Straße standen die zwei Polizeiwagen und ein offensichtlicher Kripowagen mit den Schnauzen direkt vor dem Bankeingang. Fragende Polizisten, aufgeregt durch die Gegend zeigende Zeugen und neugierige Passanten bildeten einen Pulk.

»Warst *du* das?«, scherzte Elvira und schmiegte sich warm an mich.

»Ja klar«, sagte ich und lächelte. Für einen Moment überlegte ich, eine Flasche Sekt zu köpfen und mit Elvira ein Gläschen auf die erfolgreiche Transaktion zu trinken. Doch das erschien mir unangebracht. Ich war zwar noch immer wie berauscht, aber ich empfand keinen Triumph. Ich hatte keinen Sieg errungen (allenfalls über meine Angst). Ich hatte nur ein Geldproblem gelöst.

Ich musste den Zug um 11.45 Uhr nehmen, um rechtzeitig das Geld bei der Gießener Bank einzahlen zu können. Elvira begleitete mich zum Bahnhof. Wir tänzelten beschwingt durch Frankfurts Straßenschluchten. Über uns ragten die Türme der Macht auf, und ich schaute unwillkürlich hoch und entbot meinem Brüderchen und seinen Herren Kollegen einen stummen spöttischen Gruß.

Als wir auf die Kaiserstraße traten, schon in Sichtweite des Hauptbahnhofs, trat ein kleinwüchsiger, blondierter Transvestit asiatischer Herkunft aus einem schmutzigen Hauseingang, stürzte sich auf mich und versuchte, mir den Rucksack mit dem Geld zu entreißen. Ich hielt die Tasche fest wie der Ertrinkende die Schiffsplanke. Der kleine Kerl befand sich ganz offensichtlich in Entzugsnöten. Doch als er eine Zeit lang vergeblich an dem kostbaren Behältnis gezerrt hatte, ließ er schließlich beleidigt ab, trat einen Schritt zurück und entblößte böse grinsend ein mit riesigen vergilbten Hauern ausgestattetes Gebiss.

»Scheiß asozialel Wichsel«, blaffte der asiatische Zwergtransvestit und war kurz danach um die Ecke verschwunden.

»Die können ja wirklich kein ›R‹ aussprechen«, sagte ich verwundert und erinnerte mich an den grauenhaften Zwerg mit dem Hackmesser aus *Wenn die Gondeln Trauer tragen*, während Elvira sich vor Lachen schüttelte.

Auf der Fahrt nach Gießen lag noch immer ein nebliger Schleier über der kahlen Landschaft, doch in meinem Innern herrschte tropischer Sonnenschein. Als der Zug in Bad Nauheim hielt, einem kleinen verschlafenen Kurort, in dem einst der fast kahl geschorene Elvis seinen Militärdienst ableisten musste, blickte ich in das Abteil eines Zuges, der auf dem nächsten Gleis hielt. Eine bis auf enge Augenschlitze schwarz verummte muslimische Frau schaute mich direkt an, mit tiefschwarzen Augen, die mich für einen Wimpernschlag zu durchbohren schienen.

Als ich in Gießen die Stufen zu unserer WG in den beiden oberen Geschossen hochstürmte, kam mir auf der Treppe unser Anwalt entgegen.

»Na?« Er schaute mich vorwurfsvoll an. »Die Mädchen sitzen oben auf heißen Kohlen.«

»Alles klar. Ich hab die richtigen Kohlen, die können sie direkt bei der Bank abliefern.«

»Was? Du hast das Geld?!« Er sah mich fragend an, aber ich ließ ihn stehen.

Oben umringten mich die Mädchen aufgeregt. Ich pfefferte das Geld auf den Küchentisch. Debbie und Manuela fielen mir um den Hals.

»Hast du 'ne Bank überfallen?« Daniela strahlte mich an.

»Klar, was sonst«, erwiderte ich (mit der Wahrheit konnte man immer noch am besten lügen). Keine von ihnen glaubte mir, und keine stellte weitere Fragen. Das war gut so, aber ich war doch ein wenig überrascht. Die Mädchen hatten offensichtlich nie auch nur den leisesten Zweifel gehabt, dass ich das Geld auftreiben würde. Debbie erklärte sich freiwillig bereit, das Geld zur Bank zu bringen. Es war 13.15 Uhr. Alles im Soll.

Auf der Rückfahrt hatte ich das erbeutete Geld auf der Zugtoilette gezählt. Es waren fast 10000 DM gewesen, über 3000 DM waren also noch übrig.

Am frühen Abend lag ich mit Manuela, meiner liebsten Mitbewohnerin, und Lea, meiner jungen, androgynen Freundin, bei Kerzenlicht, Rotwein und zu den Klängen von »Sticky Fingers« in unserer riesigen WG-Badewanne, während der Regen sanft gegen die Fenster schlug. Danach lud ich all meine Freunde zu einem großen Fress- und Saufgelage in ein Chinarestaurant ein und später ins Scarabée, unseren zentralen Gießener Szene-Club (»Reiner, haste 'ne Bank überfallen?« — »Klar, was sonst«). Am darauffolgenden Morgen trampfte ich im strömenden Regen nach Hamburg. Von dort nahm ich den Zug nach Sylt.

Auf der Fahrt nach Sylt traf ich die Entscheidung, gezielt Banken anzugreifen. Warum? Ein schlichtes Motiv, das mich überhaupt zu diesem ersten Banküberfall geführt hatte: Ich brauchte mehr Geld, als ich hatte — und wo gab es mehr Geld als in einer Bank? Und was machte mehr Freude, als die Ausplünderer auszuplündern?! Es war der ersehnte Bruch mit meinem sinnenfreudigen, doch

mittlerweile verkrusteten Bohemienleben, dem ich frisches, aufregendes Blut einflößen wollte.

Getrieben von einem tief verwurzelten anarchistisch-rebellischen Lebensgefühl, empfand ich mich als individualistischen Träumer, als romantischen Outlaw und Desperado, der es liebte, mit Charme und Fantasie Regeln und Tabus zu brechen, als einen Outlaw, in dem eine ungestüme, selbstzerstörerische Wut kochte auf jegliche Form von Ungerechtigkeit, Autorität und unkontrollierter Macht. Doch es ging auch um die Intensität des Lustgewinns, wenn ich die in meinen Augen alles durchdringende Allianz von Kapital und Staatsmacht mit meinem gezielten Angriff auf die Filialen multinationaler Bankkonzerne lächerlich machen konnte. Und wenn ich auf meine ganz persönliche Weise eine, wenn auch noch so geringfügige, *Umverteilung* der ungerecht verteilten gesellschaftlichen Ressourcen vornahm. Dabei jonglierte ich mit den Schablonen früher Jugendideale – mit Robin Hood, Jesse James und der Zorro-Figur, die ich erst noch entwickeln sollte.

Dass ich einmal für viele Jahre ins Gefängnis gehen würde, weil ich den Banken einige Hunderttausend Euro geraubt hatte, während Banker den Bürgern zumeist unbehelligt Milliarden Euro rauben können, ohne dass sich an ihrem selbstherrlichen, luxuriösen Leben etwas ändert, beweist mir im Nachhinein die schon zu Beginn meiner Bankräuberlaufbahn tief empfundene Ungerechtigkeit und Infamie samt einer perversen Verzerrung moralischer Werte in unserer Gesellschaft. Mir kam immer wieder Bertolt Brechts Satz in den Sinn, mit dem er schon vor vielen Jahrzehnten aussprach, dass die Banker die viel cleveren und bedeutend effizienteren Bankräuber sind: »Was ist ein Bankraub gegen die Gründung einer Bank?« (Brecht nannte einen Bankraub auch »eine Initiative von Dilettanten. Wahre Profis gründen eine Bank.«)

Der Vergleich zwischen den beiden Antipoden – Banker und Bankräuber – drängt sich mir heutzutage geradezu auf: Der legale

Bankräuber (der Banker) und der illegale Bankräuber (der Outlaw) unterscheiden sich für mich lediglich in den angewendeten Methoden. Der illegale Bankräuber greift die Banken von außen an, der legale agiert dagegen von innen, aus dem System heraus, und nutzt den Heiligen Geist der Profitmaximierung und die entsprechenden Strukturen einer Bank für seinen persönlichen Gewinn. Zudem ist der legale Bankräuber tausendmal erfolgreicher als der illegale. Und schließlich unterscheiden sie sich darin, dass der legale Bankräuber nur selten für seine Verbrechen zur Verantwortung gezogen wird und zudem bei anderen gesellschaftlichen Machtgruppen hohes Ansehen genießt, wohingegen der illegale Bankräuber, wenn er denn gewaltlos und mit einer gewissen nonchalanten Eleganz vorgeht, nur so lange Sympathien und Interesse bei der Öffentlichkeit erweckt, wie er erfolgreich und nicht greifbar ist und, mit der rebellisch libertinären Clownsnahe, durch seine Aktion auf die den meisten Menschen bewusste soziale Ungerechtigkeit hinweist.

Bleibt der legale Bankräuber also fast immer unbehelligt, so wird der illegale mit drakonischen Strafen sanktioniert und verschwindet für viele Jahre im Gefängnis – nicht weil das dafür zuständige Gesetz grundsätzliche Moralvorstellungen verteidigt, sondern den Herzschatz des Kapitalismus, den ungestörten Geldkreislauf, den von den gesellschaftlichen Machtcliquen beherrschten Kapitalfluss. Daraus fügt sich, dass in der menschenverachtenden Geldgesellschaft die minimale symbolische Vergewaltigung des (ungerechten) Kapitalflusses durch den illegalen Bankräuber (wie ich einer war) weit drastischer bestraft wird als die physisch und psychisch reale, lebenslänglich zerstörende Vergewaltigung von Kindern, Frauen und Männern – eine Wirklichkeit, die ich später im Gefängnis anschaulich erleben sollte.

Wahrscheinlich gerät fast jeder normale Bürger irgendwann einmal zwischen die Mühlensteine einer Bank und stellt sich insgeheim vor,

eine Bank zu überfallen. Viele empfinden die Banken als eine bedrohliche kafkaeske Macht, die, besonders in kritischen Zeiten, massenhaft Individuen dem Ruin und der Vernichtung preisgibt. Auch aus diesem Grund wird der Bankräuber zum häufig sympathiegetragenen individuellen Angreifer auf das Herz dieses bedrohlich unüberschaubaren Machtsystems und gleichzeitig zum einsamen gejagten Gegenspieler eines übermächtigen Polizeiapparates, der dieses Machtsystem schützt.

Ich war schon immer von dem Tabubruch des Bankraubs fasziniert gewesen – wenn er gewaltlos und mit spielerischer Eleganz durchgeführt wurde. Rüde oder gar gewalttätige Aktionen hatten mich stets abgestoßen, wie auch die Banküberfälle der RAF, die ihre martialischen Attacken nicht einmal in individueller Verantwortung, sondern im feigen Kollektiv durchgeführt hat.

Ich wollte Banken überfallen, gewaltlos, mit minimaler, »gespielter« Bedrohung, mit ebendem Stil und der spielerischen Eleganz, wie sie sich fast jeder pubertierende Junge nach einem Jesse-James-Film einmal vorgestellt hat. Und ich wollte, im Zuge einer »gerechteren Umverteilung«, nicht nur mir armem Hund die Taschen füllen, sondern einen Teil an soziale Organisationen weitergeben. Nicht aus einem schlechten Gewissen heraus – o nein, mein Gewissen fühlte sich großartig an. Es würde guttun, die Spenden zu geben (und sie auch noch bei einer anderen Filiale einer überfallenen Bank einzuzahlen), und es würde ein gutes Gefühl sein, Freunden und Bekannten auszuhelfen, von denen ich wusste, dass sie Geld gebrauchen konnten.

Damit kein Missverständnis entsteht: Es geht mir nicht darum, mich als guten Menschen hinzustellen. Ich weiß ganz genau, dass wir alle im besten Fall doch nur das tun, was wir tun müssen, wonach es uns drängt, womit wir uns den größten Erfolg erhoffen und wobei wir uns am wohlsten fühlen – ob nun mit sogenannten guten oder schlechten Taten (wobei die jahrtausendealte Geschichte

zeigt, dass der Mensch sich, auf lange Sicht gesehen, bei den guten Taten noch immer am wohlsten fühlt).

Mein Ziel war, ein smarterer Cavalheiro des Bankraubs zu werden. Und wie es dreizehn Jahre später im Kölner Prozessurteil festgehalten wurde, sollte mir das auch gelingen: »Der Angeklagte war«, heißt es da, »während der Überfälle bemerkenswert ruhig, zielstrebig« vorgegangen, »sehr konzentriert, routiniert, schnell und direkt«. Und: »Die Taten spielten sich in Minutenschnelle ab« – sodass viele der in der Bank anwesenden Angestellten und Kunden die Überfälle gar nicht mitbekommen hatten, oder aber erst dann, wenn alles bereits vorüber war. Aufgrund der »ruhigen, konzentrierten und schnellen« Vorgehensweise kam es zu »keinen schwerwiegenden Folgen für die Opfer«. In einem Fall »hat der Angeklagte in einer Bank einer alten Dame einen Sitzplatz angeboten«.

In diesem Zusammenhang ist mir im Nachhinein zweierlei wichtig: Jahre später im Gefängnis sprachen Mitgefangene von dem »geilen Machtgefühl«, das sie empfanden, wenn sie Menschen mit einer Waffe bedrohten. Ich habe dieses Machtgefühl so nie erlebt oder gar genossen. Ich tat alles Notwendige, um meine Geldforderung in der Bank durchzusetzen, doch die Wirkung der Macht der Bedrohung – und die ist natürlich auch bei einer »sanften« Bedrohung offenkundig – machte mich unter meiner Maske eher verlegen und beschämte mich. Der entscheidende Punkt, der mir erst als Gefangener bewusst geworden war, ist aber folgender: Bei aller Kalkulation und Voraussicht, mit der ich glaubte vorzugehen, hatte ich die ganz individuelle Wirkung dieser objektiv existierenden Bedrohung völlig aus meinem Bewusstsein geblendet, und ich habe bis heute keine für mich befriedigende Antwort darauf gefunden, wie das geschehen konnte. Ich hatte die ganze Sache als Spiel, als mein Spiel mit dem Feuer, gesehen, ohne in Betracht zu ziehen, dass sich andere Menschen dabei verbrennen könnten.

Als die lange Reihe der Prozesszeugen auftrat, nahmen mich viele noch in Schutz: »Er war die ganze Zeit sehr höflich.« Und: »Es ist ja auch gar nichts passiert.« Doch andere sprachen auch von einem momentanen Schrecken, in den ich sie versetzt hatte. Das ist zweifellos eine Schuld, meine Schuld. Hätte ich diese mögliche Auswirkung damals gesehen (sehen wollen), hätte ich zum Beispiel die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass auch Kinder hätten anwesend sein können – was glücklicherweise nie der Fall war –, hätte ich die Überfälle nicht begangen. Denn natürlich ist jeder Banküberfall – auch einer, der ohne Einsatz tödlicher Waffen, ohne äußerliche Aggression durchgeführt wird – ein gewaltsamer Akt, da die Opfer, wenn auch nur kurzfristig, in Geiselhaft genommen werden.

Erst viel später sollte mir klar werden, dass die Motivation für die Banküberfälle aber nicht nur eine romantisch-verklärende Seite hatte, sondern auch eine nihilistisch-selbstzerstörerische. Ich verstieß mit meinen Taten gegen meine pazifistische Überzeugung von ausschließlich friedlicher Konfliktlösung, ich verletzte mein grundsätzliches Sozialgefühl.

Was mein Selbstverständnis als Bankräuber betraf, hatte ich das Recht auf den Banküberfall allein für mich in Anspruch genommen. Jedem anderen versuchte ich, eine solch aberwitzige Idee auszureden. So wie einmal einem völlig verschuldeten Musikerbekannten in Lissabon, dem ich zwei Stunden »ins Gewissen redete«, bis er sein Vorhaben aufgab. Später im Gefängnis kamen immer mal wieder Mitgefangene auf mich zu und fragten wissbegierig, wie »Zorro es denn gemacht« hätte, ohne je während oder nach einem Überfall gefasst worden zu sein oder Spuren zu hinterlassen. Ich bedeutete ihnen dann regelmäßig, eine Ausbildung zu machen, sich eine anständige Arbeit zu suchen und eine kleine Familie aufzubauen – und damit ihrer doch eigentlich kleinbürgerlichen Lebenseinstellung auch ein entsprechendes Fundament zu geben. Außerdem musste ja auch ich offensichtlich

einen Fehler begangen haben, ansonsten würde ich hier nicht mit ihnen zusammenstehen.

Beim recht dürftig geplanten ersten Überfall war ich noch, ohne groß nachzudenken, mit einer leeren Gaspistole in die Bank gestürmt. Das sollte sich ab dem zweiten Überfall ändern. In der ersten Kammer meiner Pistole würde immer eine leere, sprich: eine vorab abgefeuerte, in der zweiten eine scharfe Schreckschusspatrone stecken. Die war für mich selbst bestimmt, falls ich in eine ausweglose Situation geriet. Ich ging in jeden Überfall mit dem Gedanken: »Die Sterne oder der Tod!« Den Suizid hatte ich immer als letzte Möglichkeit gesehen: stolz und frei aus dem Leben scheiden anstatt in einem Sieben-Quadratmeter-Loch verrotten. Zudem wäre die letzte Konsequenz auch die letzte und endgültige Genugtuung über die Häscher gewesen, denen der Triumph, mich gefasst zu haben, auf ewig versagt geblieben wäre.

Erleichtert wurde mir dieser Ausstieg aus dem unausgesprochenen und von mir niemals unterschriebenen Gesellschaftsvertrag dadurch, dass ich ohnehin nicht ganz »normal« war: Ich hatte mich nie in eine wie auch immer geartete Kollektivität eingebettet und zu Hause gefühlt. Menschliche Gemeinschaften erschienen mir fremd und bedrohlich. Vom frühesten Kleinkindalter an war mir jegliches gesellschaftliches Regel- und Verhaltenskorsett zu eng – selbst den Kindergarten hatte ich brüllend boykottiert, und meine Eltern mussten mich schon am ersten Tag herausnehmen.

Das gezeterte »Du bist doch nicht normal!«, »Warum kannst du nicht so sein wie andere Kinder?!«, das ich von meiner Mutter, unter den begleitenden Schlägen meines Vaters, wohl so häufig hören musste wie keine anderen Worte in meinem Leben, äußerten sich auch in meinem ersten und letzten Zoobesuch mit zweieinhalb Jahren. Während all die anderen lieben Kinderlein dankbar mit ihren Familien den sonntäglichen Zoobesuch genossen, schrie ich immer wieder nur verzweifelt »Lasst die Tiere frei!« und wälzte mich

so lange brüllend auf dem Boden, bis meine Eltern mit mir entnervt das weitläufige Tiergefängnis verließen (wie mir später berichtet wurde). Ich ahnte wohl damals schon, dass dieses Leben nicht gut für mich ausgehen würde.

Manche Menschen passen eben einfach nicht in die gesellschaftlich verordneten Stiefel – und sie vermögen auch nicht hineinzuwachsen. Niemand ist dafür verantwortlich, sie haben ganz einfach eine andere Sicht der Dinge – und weder Brillen noch Schokolade, weder Pillen noch Schläge, Zwangsjacken oder Elektroschocks (wie Lou Reed, den ich als Seelenbruder empfand, sie als renitenter Jugendlicher erdulden musste) können das ändern. (»Seht, in meinen Augen spiegeln sich alle Dinge umgedreht«, heißt es bei François Villon.) Alles menschlich Organisierte empfand ich als bedrückend, ob nun im grobschlächtigen Elternhaus, im Kindergarten, in der autoritären Schule bis hin zum organisierten anarchistischen Widerstand, den ich zum Ärger meiner humorlos rebellischen Mitstreiter nur parodistisch ertragen konnte.

Die Menschen allgemein waren mir suspekt, insbesondere in Anhäufungen, ob nun in Familien, Vereinen, Kollektiven, ob in Eliten oder eng oder breit angelegten Bewegungen. Auch den entindividualisierenden, von Verhaltensdiktaten bestimmten Protestbewegungen, von Studenten-, Hippie-, Punk- bis Friedens- und Anti-AKW-Bewegung, misstraute ich zutiefst, ohne deren Errungenschaften schmälern zu wollen. Fasziniert war ich von der individualistischen Dada-Bewegung aus dem ersten Viertel des 20. Jahrhunderts, vor allem aber von den ruhelos romantischen Vertretern der Beat-Generation der Vierziger- und Fünfzigerjahre, die ironischerweise ja nur aus einer Handvoll avantgardistischer Poeten und Rebellen bestand, die eine radikal individualistische ekstatische Existenz jenseits aller Bürgerlichkeit in Leben und Kunst suchten.

Meine Kindheitsidole waren daher auch nicht Winnetou und Micky Maus, sondern Geronimo (der letzte große Kriegsschamane

der Apachen, der nach dem fast vollständigen Untergang der indianischen Stämme mit einigen Kriegern einen einsamen Guerillakrieg gegen die weißen Eindringlinge führte), der Freibeuter Klaus Störtebeker (der die sich mästenden Pfeffersäcke ausplünderte) und Billy the Kid (den mir auch besonders die Legende sympathisch machte, er habe im Alter von zwölf Jahren seinen Vater erschossen). Da mein Bruder und meine Cousins über zehn Jahre älter waren als ich, fielen mir die Jugendbücher über diese Helden schon in Kindheitstagen in die Hände. Wie bei echten Vagabundenseelen nicht unüblich, blieb ich an diesen pubertären Jugendfantasien hängen und liebe diese Burschen noch heute, wohingegen der Bruder bald Karriere als Manager einer großen deutschen Bank machte und die Cousins erfolgreich ins Versicherungsgeschäft oder die Politik einstiegen. Ich hingegen fühlte mich vor allem glücklich, wenn ich allein war, allein in der winterkalten Einsamkeit der Sterne, unterwegs in der Bewegung der Straße oder in den wärmenden Kosmen der Dichtung und Musik – oder in der ekstatischen Umarmung einer Frau.

Auch jetzt, im Zug auf dem Weg nach Sylt, fühlte ich mich so befreit wie schon lange nicht mehr, während draußen die winterliche deutsche Küstenlandschaft Emil Noldes an mir vorüberzog. Mit einem sanften Lächeln sumnte ich Velvet Undergrounds »Beginning to See the Light« vor mich hin.

In der frühen Abenddämmerung kam ich in der Inselhauptstadt an. Ich lief direkt zum Meer – und wäre fast vom Sturmwind von der sandverwehten Promenade zurück in das Touristenstädtchen gefegt worden. Ich stieg zu dem verwaisten Strand hinunter und machte mich, vornübergebeugt gegen die Sturmböen ankämpfend, auf den muschelknisternden Weg zur Südspitze der Insel.

Ich befand mich inmitten des auskeuchenden Orkans der letzten Nacht, der große Stücke der vorderen Dünenkette abgerissen hatte. Die See grollte und warf sich in schwarz brausender Hingabe auf

den flutdurchnässten Strand. Der tiefe, schwarzgrau verhangene Himmel war von violett bleiernen Schwaden durchzogen. Schon lange hatte ich Westerland hinter mir gelassen und lief in eine sich immer mehr verengende Strandschneise zwischen der aufgewühlten See und einer vom Orkan senkrecht abgerissenen, ungefähr drei Meter hohen Dünenwand – eine Schneise, die auch in meinem Rücken langsam von der Flut zusammengedrückt wurde.

Längst war das Grau des Himmels mit dem abgründigen Meeresschwarz verschmolzen, als es heftig zu regnen begann. Eisige Regenschnüre peitschten über das tosende Meer, durchzuckt von gleißenden Blitzschlägen, hinter denen schwere Donner durch den Äther splitterten.

Triefnass und aufgewühlt wie die See, keuchte ich und lachte in den heulenden Sturm hinaus, während sich die Schneise zwischen Dünenabbruchwand und dem nach meinen Füßen züngelnden Meer immer mehr verengte.

Eine Ewigkeit hatte ich schon kein Licht einer menschlichen Ansiedlung mehr gesehen. Ich versuchte, die sandige Abbruchkante zu erklimmen, zumal ich in einem Blitzschein erkannte, wie hundert Meter vor mir auch der letzte schmale Strandpfad überspült war und die Wellen bereits am Fuß der Düne zerrten. Doch ich fand keinen Halt in der sandig zerbröselnden Wand und rutschte immer wieder zurück auf den mittlerweile gänzlich überfluteten Strand. Der Gewittersturm hatte sich ausgetobt, der Regen wurde schwächer, dafür begannen jetzt nasse Schneeflocken aus dem schwarzen Nichts herabzusinken. Ich stapfte unterdessen bis zu den Knöcheln im Meerwasser, in der Hoffnung, in der Düne auf eine Schneise zu stoßen. Durch die langsam steigende Flut lief ich weiter, mich seitlich an der bröckelnden Dünenwand abstützend. Plötzlich ragten die zersplitterten Planken eines Holzstegs aus dem Wasser auf, die den Weg zu einer halb

überspülten Dünenschneise wiesen, durch die ich mich, auf allen vieren kriechend, schließlich in Sicherheit brachte.

Unter mir, in einer großen Mulde, lag eine menschliche Ansiedlung, mit kleinen warm erleuchteten Fenstern. In der Dorfschenke bekam ich ein Zimmer, warme Kleidung und ein heißes Essen. Eine sinnlich verführerische Wirtstochter à la Gina Lollobrigida gab es leider nicht – dafür den geistig glücklich zurückgebliebenen Sohn des Hauses, der vor dem offenen Kaminfeuer heiter glucksend vor sich hin murmelte, während er seinen Oberkörper langsam hin und her wiegte und auf seinem kahlen, höckerigen Schädel eine schwarzgraue Ringelsocke trocknete. Daneben saß ich mit den alten Männern des Ortes zusammen und lauschte bei Bier und Korn bis tief in die Nacht hinein wilden See- und Sturmgeschichten.

RÜCKSCHAU I

Sylt war die Insel, auf der ich einst als Kind glückliche Sommertage verbracht hatte. Mit fünfzehn verlor ich in den Sylter Dünen während einer Sommerfreizeit meine Unschuld, gemeinsam mit meiner vierzehnjährigen Ferienprinzessin.

Sylt, die Strände Italiens und die Winterwälder des Schwarzwalds, durch die ich als Kind stundenlang allein stapfte – dort erlebte ich meine Ferienmomente des Glücks, den Rest des Jahres verbrachte ich in einem düsteren Käfig, der sich aus grobschlächtigem Elternhaus, nicht minder verhasster Schule und miefiger Kleinstadt zusammensetzte. Geboren wurde ich in Kassel. In die Kleinstadt waren wir gezogen, da mein Vater, Bundesgrenzschutz-Offizier und ehemaliger junger Zweiter-Weltkrieg-Leutnant, als Dienststellenleiter den dortigen Standort des BGS übernahm (der Bundesgrenzschutz war damals eine militärisch organisierte Elitepolizeitruppe, der auch die Burschen der Antiterrorereinheit GSG 9 entspringen).

Militärstandorte waren mir seit meiner Kindheit so vertraut wie anderen Kindern der Kindergarten. Ich ging häufig nach der Schule in die Kaserne zu meinem Vater, um mit ihm im Offizierskasino zu essen. Als ich zwölf war und meine Eltern von meinem Klassenlehrer erfuhren, dass ich grundsätzlich nie Hausaufgaben machte und wochenlang die Schule geschwänzt hatte, schloss mich mein Vater einen ganzen Winter lang nachmittags in der Kaserne in einem leeren Büro ein. Das Büro lag auf dem Kommandogang meines Vaters. Dort machte ich erst recht keine Hausaufgaben. Ich las Bücher, die ich heimlich in meine Haftzelle geschmuggelt hatte,